

hat, beginnt auch selbstverständlich eine gewisse Entfremdung des in der Höhe Stehenden von der Allgemeinheit. Er wird sich zwar den Stab seiner Mitarbeiter schaffen, wird durch Polizei und Heer die Ausführung seines Staatswillens sichern; die Spannungen im Volksganzen aber werden dadurch nicht aufgehoben, werden sich unter Umständen sogar verstärken. Bei der bewußten Betonung des Führergedankens kann es dann zu einer weitgehenden Gegensätzlichkeit kommen, die nur durch Gewalt niedergehalten wird. Man wird zwar einwenden, daß immer das breite Volk geführt worden sei und geführt werden müsse. Aber in unserem Fall liegen die Dinge doch so, daß der cäsarische Führer kraft des Volkswillens regiert und sich allein auf diesen Rechtsgrund stützt. In diesem Fall liegt dann aber eine innere Unwahrscheinlichkeit vor, die auf die Dauer zerstörend wirkt.

Immerhin sind das alles nur Übergangserscheinungen. Zwischen ihnen und der endgültigen Staatsordnung der entdemokratisierten Völker bestehen folgende Unterschiede. Die Staatsführung wird nicht einseitig durch Gewalt „befehlen“, sondern „herrschen“, d. h. befehlen und zugleich sorgend dienen. Sie wird verzichten auf die Leitung auch der materialen Lebensgebiete und nur mittelbar erleichtern, fördern, Hindernisse beseitigen, ordnen. Sie wird nicht die Obrigkeit eines totalen Staates, sondern eines Reiches sein, in der nicht nur einheitliche Zusammenfassung, sondern auch die reiche Mannigfaltigkeit zu ihrem Recht kommt.

So etwa denken sich spanische Katholiken die Entwicklung des spanischen Staatswesens und überhaupt die der europäischen Völker. Für die nächste Gegenwart stellen sie sich zwei Aufgaben. 1. „Wir müssen an der inneren Erneuerung und Bildung des Volkes arbeiten. Hier ist in der Vergangenheit unendlich viel versäumt worden. Je mehr auch in der Zukunft die Führung betont wird und je mehr sie von der Menge der Geführten getrennt wird, desto wichtiger ist es, auch im einzelnen Bürger den Sinn für das Ganze zu wecken, nicht damit er fähig sei, die Leitung des Staates zu übernehmen, sondern damit er lerne, sich in den hierarchisch abgestuften Staatsorganismus bewußt

einzubauen und einzugliedern. Die Gefahr für die Völker auf unserer Stufe der Entwicklung ist die Gleichgültigkeit und die triebhafte Massenbegeisterung bzw. der Massenunwille.“ 2. In den Übergangszeiten, die Spanien durchlebt und denen es noch entgegensieht, werden gerade die Katholiken durch diktatorische Maßnahmen und Einschränkungen gehemmt. Und dies wird um so mehr der Fall sein, je mehr und je bestimmter sie ihre staatspolitischen Gedanken äußern und je mehr sie sich durchzusetzen beginnen. Wie soll man in diesen Zeiten sich verhalten? „Keine Polemik, die natürlich zu Maßregelungen führen wird!“ so sagen die Führer. „Wenn wir es nicht fertig bringen, leidenschaftslos und doch voller Kraft unsere Grundsätze darzulegen, wenn es unsere Leute nicht fertig bringen, diese Grundsätze selbst auf den Einzelfall anzuwenden, selbst ihr Verhalten im Augenblick zu bestimmen, selbst in ihrem Umkreis geduldig und zielbewußt an der Verwirklichung unserer Gedanken zu arbeiten, dann verdienen wir nicht, daß wir führenden Einfluß erhalten.“

Die „Acción popular“ rechnet noch mit Jahren der Verfolgung. Sie fürchtet sogar, möchte man sagen, zu früh zur Führung berufen zu werden. Ihre Zahl ist noch verhältnismäßig klein, aber ihr Mut und der Glaube an den Sieg sind groß. Sehr angenehm berührt auch die Beobachtung, daß sie den geschichtlichen Leistungen und auch den gegenwärtigen Männern gerecht wird, dem Liberalismus und Sozialismus ihre geschichtliche Bedeutung und Rolle läßt, sie organisch weiterbauen will und es ablehnt, eine Neugründung unter völliger Verleugnung der Vergangenheit, ihrer Leistungen und ihrer Irrwege vorzunehmen. Hubert Becher S. J.

Kämpferische Kunst, kämpferische Wissenschaft!

Wie nach einer Wolffmeldung vom 11. April 1933 Reichsminister Dr. Goebbels an Generalmusikdirektor Furtwängler geschrieben hat, die deutsche Kunst müsse heute „kämpferisch“ sein, und „Kunst im absoluten Sinne“ dürfe es nicht geben, so hat am 23. Mai 1933 Professor Dr. Ernst Krieck bei Übernahme des Rektorates der Universität

Frankfurt etwas weniger unbedingt erklärt: „Es ist uns jetzt die gestaltende und aufbauende, die soldatische und militante Wissenschaft aufgegeben, auch wenn wir die Bedeutung des Mönches der reinen Erkenntnis, der reinen Wissenschaft, nicht verkennen wollen“ (Stenographischer Text der „Frankfurter Zeitung“, 28. Mai 1933, Reichsausgabe). Vielleicht hat Goebbels, als er die „Kunst im absoluten Sinne“ durch den Zusatz „wie der liberale Demokratismus sie kennt“ etwas deutlicher bezeichnete, absichtlich auch noch irgend eine Daseinsmöglichkeit des „Mönches“ der „reinen“ Kunst offen gelassen. Jedenfalls beweist unsere Kulturgeschichte immer wieder, daß uns diese „reinen Mönche“ als lebendige Warner gegen Überspannungen außerwissenschaftlicher und außerkünstlerischer Zweckbezogenheit sehr nützlich sind, und schon insofern erfüllen sie die Forderung Kriecks: „Wir anerkennen künftig keinen Geist, keine Kultur und keine Bildung, die nicht im Dienste der Selbstvollendung des deutschen Volkes stünde und von da aus ihren Sinn empfinde.“ Da Kriek die „reine“ Wissenschaft anerkennt, will er gewiß nicht leugnen, daß auch sie „im Dienste der Selbstvollendung des deutschen Volkes“ steht. Und es wäre ja schließlich arger Materialismus, wenn man behauptete, wissenschaftliche Erforschung oder künstlerische Gestaltung der Wirklichkeit sei nicht schon an und für sich, ohne Rücksicht auf den Gegenstand des Forschens und Gestaltens und ohne Hinblick auf weitere Zwecke, ein hochwertiger Beitrag zur „Selbstvollendung“ auch des Volksganzen.

Soweit aber Künstler und Gelehrte in der näheren Bestimmung ihrer Tätigkeit frei sind, ist es in einer Zeit politischen Aufbaus natürlich eine berechtigte Erwartung, daß sie ihre Arbeit soviel wie möglich dieser wichtigen Zielsetzung ihrer Volksgemeinschaft anpassen. Insofern konnte Kriek wohl sagen: „Vor allen Dingen müßte aus jeder Fakultät, aus ihren eigenen Ansatzpunkten und Aufgaben eine neue völkische Philosophie aufwachsen, die die Vielheit der einzelnen Fakultäten in einem gemeinsamen Weltbild, in einer großen Domkuppel sinnhaft überwölbt.“ Nur bleibt, soweit diese volksphilosophische Einstellung über die von selbst gegebene

Einordnung jeder echt wissenschaftlichen oder echt künstlerischen Leistung in das Volkswohl hinausgeht, die Frage, ob dazu gerade eine „soldatische und militante“ Seelenhaltung des Gelehrten oder des Künstlers geeignet ist. Die stolze Kuppel wäre doch sehr gefährdet, wenn sie nicht auf ganz festen Unterlagen ruhte, und es wird in der breiten Öffentlichkeit nicht überall genügend bedacht, daß ein Gelehrter oder ein Künstler den klaren Blick für die innern Gesetze und infolgedessen für den auf die Dauer entscheidenden Wert seines Werkes um so leichter verliert, je hitziger er damit für ein äußeres Ziel kämpfen will. Das gilt sogar für die allerhöchsten Ziele, denen jedes irdische Tun untergeordnet sein muß, und die doch wegen ihrer überweltlichen Ferne das Herz der meisten Menschen selten so tief aufwühlen wie die drängende Not des Vaterlandes.

Gerade dem gründlichen Deutschen ist es immer schwer gefallen, in der begeisterten Schau auf die Domkuppeln seiner Weltbilder zugleich mit genügender Sorgfalt auf den Weg zu seinen Füßen zu achten. Als im 11. Jahrhundert über Cluny und Hirsau der strenge Geist der Klostererneuerung und der Todespredigt in das Reich der salischen Kaiser eindrang, wurde die vorher oft zu erdenfrohe Dichtung der Geistlichen, der einzigen Dichter, die wir damals hatten, zu erdenflüchtig, zu eintönig, und erst hundert Jahre später fand die ebenmäßig weltliche und religiöse Ritterkultur das künstlerische Gleichgewicht. Nicht anders erging es gegen 1400, als die „Devotio moderna“ eine neue Bußwelle hochtrieb, der mittelalterlichen Wissenschaft. Einen merkwürdigen Beleg dafür bietet ein so weltkundiger Geistesmann wie Gerhard Groote, dessen für die Geschichte deutscher Frömmigkeit wie deutscher Bildung unentbehrliche Briefe Wilhelm Mulder S. J. von der Universität Nimwegen kritisch herausgegeben hat¹. Im Februar 1384 schrieb der berühmte Niederländer, noch nicht fünfzig Jahre alt, an einen gelehrten Freund, der sich eifrig mit den Werken

¹ Gerardi Magni Epistolae, quas ad fidem codicum recognovit, annotavit, edidit Wilhelmus Mulder S. J. 8^o (XLVIII u. 362 S.) Antwerpen 1933, Verlag Neerlandia.

des mohammedanischen Astrologen Abu Maschar beschäftigte: „Glaubst Du wohl, daß ich mich vielleicht doch noch durch die Sternkunde hätte fesseln lassen, wenn ich nicht auf solche Irrtümer wie die Abu Maschars und anderer gestoßen wäre? ... Ohne Zweifel haben die Irrtümer mehr geholfen, mich und andere ihr zu entfremden. Wenn man also die Irrtümer vertilgt oder entfernt, baut man die Astronomie eher auf, als daß man sie zerstört. Denn je größere und häufigere Fehler sich in der Sternkunde finden, desto weniger Menschen werden ihr zum Opfer fallen“ (248 f.).

Denselben Mangel an Verständnis für irdische Werte zeigen gegenüber dem Humanismus des hl. Franz von Sales seine vom Eifer der Gegenreformation entflammten niederländischen Übersetzer. „Was liegt den Übersetzern an der Anmut, mit der Franz die Frömmigkeit liebenswürdig machen will! Das Dichterische im Urtext, die Salesianische Zierlichkeit, alles wird herausgeschnitten und verworfen.“² Damals ist es in Deutschland sogar einem so bedeutenden Dramatiker wie Jakob Bidermann nicht gelungen, die kämpferische Absicht seiner Stücke mit voller künstlerischer Wahrheit zu gestalten. Die Eitelkeit seines „Doktors von Paris“, den neben Herbert Rommel in anderer Art Heinrich Bachmann wirkungsvoll umgedichtet hat, führt weniger aus einer in der Handlung sichtbaren Entwicklung als aus dem asketischen Willen des Verfassers zur ewigen Verdammung³. Und über Bidermanns „Joannes Calybita“, mag er auch künstlerisch sorgfältiger abgewogen sein als der „Cenodoxus“, urteilt der Engelberger Benediktiner P. Berchtold Bischof trotz aller Entschuldigungsversuche zuletzt doch mit Recht, daß der Dichter die Notwendigkeit der Entsagung übersteigert: „Die irdische Welt dieses Dramas ist grund-

schlecht. ... Die heidnischen Klassiker werden zu falschen und unnützen Eitelkeiten, die vom richtigen Weg ablenken. Ehre, Gold und Ehe, selbst das natürliche Bedürfnis des Schlafes: alles stellt sich in den Dienst des Bösen, um letzten Endes den Helden Calybita in heroische Höhe zu heben. So rückt dieses Drama Bidermanns freilich von der sonstigen katholischen Barock-Geistigkeit ab, die im Geschaffenen frohen Auges das Geschöpf Gottes sieht.“⁴

Gewiß beweist das Beispiel des hl. Franz von Sales, daß man vom Geiste der Gegenreformation erfüllt sein kann, ohne den Geist des Humanismus zu verleugnen. Und auch der deutsche Kirchenlehrer dieser Zeit, der hl. Petrus Canisius, hat immer hohen Wert darauf gelegt, den Kampf um die katholische Kirche in tadellosem Latein zu führen⁵. Aber selbst in der besten religiösen Literatur beider Parteien ist solche innere Ausgeglichenheit selten erreicht worden. Die Polemik entartete in Roheit, und der barocke Drang der kirchlichen Geschichtschreibung, ihre Heiligen mit dem wunderbarsten Glanze zu umgeben, konnte nicht einmal durch die strengen Erlasse Urbans VIII. gegen so abgeschmackte Mißbräuche überwunden werden (Astrain, *Historia de la Compañía de Jesús en la Asistencia de España V* [Madrid 1916] S. 108). Übrigens zeigt jedes Handbuch der geschichtlichen Methode, daß sich ein großer Teil der weltlichen Geschichtschreibung von unwahrer Parteinahme für umschmeichelte Staatslenker und Feldherren oder für herrschende Richtungen bis auf den heutigen Tag ebenfalls nicht frei gemacht hat. Ja, wir wissen längst, daß es nicht bloß schwer, sondern auch bei ehrlichem Willen unmöglich ist, ganz objektiv zu sein, aber von diesem Bewußtsein bis zu absichtlicher Erschwerung objektiver Erkenntnis oder gar bis zu dem ausgesprochenen Entschluß, nicht objektiv zu sein, ist ein Schritt, den die Wissen-

² Les rapports entre Saint François de Sales et les Pays-Bas. 1500—1700. Von A. L. J. Daniels S. J. 80 (198 S.) Nijmegen 1932, Centrale Drukkerij, S. 178.

³ Bidermann-Meichel, *Cenodoxus*, der Doktor von Paris. Das Spiel vom besondern Gericht, erneuert von Heinrich Bachmann. kl. 80 (96 S.) Berlin 1932, Bühnenvolksbundverlag. — Vgl. diese Zeitschrift 124 (1933) 278 ff.

⁴ Jakob Bidermanns „Joannes Calybita“. Textgeschichtliche Untersuchung von Dr. P. Berchtold Bischof. 80 (124 S.) Luzern 1932, Theaterkultur-Verlag, S. 121.

⁵ Petrus Canisius als humanistisch gelehrte. Von Dr. J. H. M. Tesser S. J. 80 (XX u. 282 S.) Amsterdam 1932, H. J. Paris, S. 259—263.

schaft so lange nicht tun kann, als es ihr mit der Erforschung der Wahrheit, also mit ihrer Daseinsberechtigung, überhaupt Ernst ist.

Die Natur der Dinge läßt sich durch keine Theorie ändern. Wenn Professor Bäumler in einem Vortrag, den er zu Beginn des Sommersemesters 1933 vor der Berliner und vor der Münchener Studentenschaft gehalten hat, eine neue Wissenschaft durch eine kämpferische Kraft geschaffen sehen will, die er Geist nennt, so wird dadurch die Tatsache nicht umgestoßen, daß auch diese neue Wissenschaft nicht bewirken, sondern höchstens feststellen kann, daß etwas ist. Nur insoweit, als sie erkennt, was ist, kann sie auch brauchbare Pläne zu einem der Verwirklichung fähigen Deutschland liefern. Erkennen aber, was ist, wird am sichersten immer der Gelehrte, der keine stärkere Leidenschaft hat als die Liebe zur objektiven Wahrheit. Und warum ist das Agitations-theater der letzten Jahre zusammengebrochen? Nicht weil die Dichter und Regisseure dieser „Zeitstücke“ oft für unchristliche oder undeutsche Ziele kämpfen wollten, sondern weil ihr Kämpferwille ihnen keine ungetrübte Schau dessen, was ist, möglich machte, weil sie, wie in dieser Zeitschrift (117 [1929] 354—359 und 120 [1930] 45 bis 47) ausführlich nachgewiesen worden ist, weder ganz auf Kunst verzichten noch ganz der Kunst dienen wollten. Nicht durch Änderung der Kampfziele kann die deutsche Kunst groß werden, sondern vor allem durch Stärkung des unbeirrten Willens, das zu gestalten, was ist. Jakob Overmans S. J.

Die Gründerin der „Christlichen Wissenschaft“

Mag man auch dem Ergebnis der Rundfrage des nordamerikanischen „Nationalen Frauenbundes“, das Mary Baker Eddy Ende 1932 aus zwölf Erwählten zur bedeutendsten Führerin Amerikas im Laufe der letzten hundert Jahre erhob, im alten Europa etwas zurückhaltend gegenüberstehen, sicher ist doch, daß die also Ausgezeichnete zu den merkwürdigsten Frauengestalten zählt, die das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat. Ihr Name ist unlöslich verknüpft mit dem der „Christian Science“,

jener Sekte, deren Stifterin, Organisatorin, Evangelistin und, darf man wohl hinzufügen, angebetete Führerin sie war.

Die eben erschienene, auf Grund reichen authentischen Materials mit Sorgfalt gearbeitete Beschreibung eines amerikanischen Biographen¹ faßt nun zum ersten Mal die Züge und Schicksale dieses eigenartigen Lebens in einiger Ausführlichkeit zusammen und ermöglicht es, den Ursprüngen eines Lebenswerks nachzugehen, das sich beim Tod der Gründerin in etwa 1200 Kirchen und Gemeinden sichtbar darstellte und während der 22 Jahre seither mehr als verdoppelt hat.

Die erste Hälfte dieses fast neunzig-jährigen Lebens bietet an sich nicht viel, was Mary Morse Baker, das Kind kleinbürgerlicher Eltern drüben im „Neuen England“, nach außen hin über andere Mädchen und Frauen ihrer Kreise hinausgehoben hätte. Sie zeigt sich als Kind fromm, geweckt und — eigensinnig, sie absolviert geizig die Lesebücher der Zeit, nicht ohne sich die besonders moralischen oder stilistisch bemerkenswerten Stellen anzuzeichnen, sie schreibt Briefe, wie sie ein wohl-erzogenes Mädchen damals schreiben mochte, sie heiratet mit 22 Jahren und verliert den Mann ihrer ersten Liebe kaum ein halbes Jahr nach der Hochzeit durch eine Fieberepidemie, der er ferne der Heimat zum Opfer fällt.

Dabei entgehen jedoch einer genaueren Beobachtung bestimmte Züge nicht, die für die spätere Entwicklung Mary Bakers nicht ohne Bedeutung erscheinen. Leider ist Marys Biograph den Zusammenhängen zwischen Anlage, Schicksal und eigener Lebensgestaltung nirgendwo forschend nachgegangen, ja es scheint, daß er sich die Frage als solche in seiner ehrfürchtig gläubigen Haltung gegen seine Heldin überhaupt nicht gestellt hat. Trotzdem liegt eine Reihe Anhaltspunkte vor, die zu einer Aufschließung ihres späteren Werdens den Schlüssel bieten können. Bemerkenswert ist vor allem ein stark entwickelter und zunächst sehr wenig befriedigter Geltungsdrang von Kindheit auf, der Wunsch, „etwas zu werden“

¹ Mary Baker Eddy. Von Lyman P. Powell. (370 S.) Wolfenbüttel 1933, Kallmeyer. M 8.—